

Kritische und vergnügliche Betrachtungen : zum Wiener PEN-Kongress

Autor(en): **Faesi, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **35 (1955-1956)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160432>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

für «friedliche Koexistenz» in den Vassallenstaaten hinter dem eisernen Vorhang wenig Widerhall gefunden. In den letzten Monaten sind in Rumänien nach mehr als sechsjähriger illegaler Haft 150 Arbeiter- und Gewerkschaftsführer in Geheimprozessen zu 10 bis 25 Jahren Strafarbeit verurteilt worden. Diese Prozesse weisen auf den entschiedenen Widerstand hin, den die demokratische Arbeiterbewegung Rumäniens den Strohmannern Rußlands geleistet hat und der die gesamte Führung der betont antikommunistischen Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei mit Titel Petrescu an der Spitze wie auch alle Spitzenfunktionäre der freien Gewerkschaften umfaßte. Es ist bemerkenswert, daß man vor dem Prozeß den Arbeiterführern die Freiheit angeboten hatte, unter der Bedingung, daß sie sich in einer öffentlichen Erklärung zur Unterstützung des kommunistischen Regimes verpflichteten. Mit einer Ausnahme haben alle übrigen das Angebot kategorisch abgelehnt. In den industriellen Zentren Rumäniens hat sich im ver-

gangenen Jahr der Widerstand gegen das Regime verschärft. Die gesamte Öl-, Holz-, Maschinenbau- und Textilindustrie Rumäniens ist hauptsächlich für die Ausfuhr nach Sowjetrußland tätig, während andererseits das bestellbare Agrarland um 1 275 000 ha zurückgegangen ist. Die wachsende Opposition gegen das Regime kommt in den Produktionsschwierigkeiten zum Ausdruck, die noch nie so groß waren wie 1954, und welche die kommunistische Presse zu fast täglichen Klagen veranlaßt. Selbst die politische Moral der kommunistischen «Gewerkschaften» hat sich entscheidend verschlechtert, und ihre Führung ist schon wiederholt «eines niedrigen ideologischen Niveaus» bezichtigt worden. Gelegentlich äußert sich die Opposition nicht nur in passivem Widerstand, sondern nimmt aggressivere Formen an. Das was die demokratischen Kräfte in Rumänien in ihrem entschlossenen Widerstand gegen das Regime bestärkt, ist die Gewißheit, daß die freie Arbeiterbewegung der freien Welt Seite an Seite mit ihnen kämpft.

KRITISCHE UND VERGNÜGLICHE BETRACHTUNGEN

Zum Wiener PEN-Kongreß

VON ROBERT FAESI

Ein *PEN-Club-Kongreß* fordert jeweils zu Betrachtungen verschiedenster Art heraus, kritischen und vergnüglichen, und auch der diesjährige, der im Juni in Wien stattgefunden hat, bestätigte die alte Regel, daß der geschäftliche Teil der weniger erquickliche ist als der gesellschaftliche. Für den Leser der Berichterstattung braucht aber die Schattenseite, der ich mich zuerst zuwenden will, nicht die weniger interessante zu sein. Jedenfalls ist es angezeigt, die Vorstellungen über den PEN-Club zu berichtigen und zu verdeutlichen,

kommt ihm doch schon darum Bedeutung zu, weil er sozusagen die einzige internationale Institution des Schrifttums ist. Es kann kaum anders sein, als daß, was über ihn an die Öffentlichkeit dringt, ein wenig vorteilhaftes Bild vermittelt.

Das galt vom Wiener Kongreß leider in besonderem Maße. Schon bevor er begann, war durch die Presse Mißtrauen gesät worden, und während der Tagung drangen störende Nebengeräusche herein. Der *Bild-Telegraf* widmete in schreiender Aufmachung eine ganze Seite übelwollender und irreführender Angriffe auf die Leitung des Österreichischen Centers. Diese Umrahmung war allerdings höchstens geeignet, den auf demselben Blatt prangenden Artikel von *Hans Weigel*, darin er den Delegierten des Internationalen PEN ins Gewissen redete, in ein unsympathisches und entwertendes Licht zu stellen. Hinter seiner Demagogie steckte ein an sich richtiger Kern. Was er vorbrachte, war die Aufwärmung eines schon chronisch gewordenen Problems, an dem der PEN wie an keinem anderen laboriert, ohne es bisher gelöst zu haben: seine Anfälligkeit von Seite des *Kommunismus*. Selber habe ich schon eindeutig dagegen Stellung genommen und in einem Bericht über den Kongreß von Lausanne in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 11. Juli 1951 die Frage, «ob sich überhaupt der kommunistische Totalitarismus mit dem Geist des PEN-Clubs vereinigen lasse» dahin beantwortet: «Wir verneinen sie rundweg, diese Frage.»

Der PEN-Club krankt, seit er nach Kriegsende neu in Funktion trat, genau an demselben Übel wie die Politik und die öffentliche Meinung: an Unsicherheit und Schwäche der Einstellung gegenüber dem Kommunismus. Das mochte vorerst begreiflich sein, erwies sich aber immer mehr als Kurzsichtigkeit. Noch längst wurde als die große Gefahr der Faschismus und Nationalsozialismus an die Wand gemalt, als die andere Art des Totalitarismus, der russische, das aktuelle Problem geworden war. Von diesem wurde abgelenkt und mit zweierlei Maßstab gemessen. Mit Mißtrauen und peinlichen Vorbehalten ging man vor ein paar Jahren an die Neuerrichtung eines deutschen Zentrums, wobei vor allem die von früher her weiter bestehenden Zentren der inzwischen zu Satelliten gewordenen östlichen Staaten Schwierigkeiten machten und sich als Moralisten aufspielten.

Weit bedenklicher war, daß man sich um Rußland selber bewarb, obwohl dort überhaupt nie ein PEN-Club bestanden hatte. Bald nach Kriegsende pflegte man die Russen einzuladen, Beobachter an die Kongresse zu senden. Auch beim Zürcher Kongreß von 1947 blieb einem das nicht erspart; doch wurde man nicht einmal mit einer Antwort beehrt — und zum Glück also nicht mit einer Zusage. Nachdem der Brauch schließlich eingeschlafen war, richtete man letztes Jahr wieder — von dem Wunsche getragen, unter Be-

weis zu stellen, daß der PEN-Club wirklich ein Weltverband sein wolle — an den Sekretär des Exekutiv Ausschusses des sowjetrussischen Schriftstellerverbandes, Simonov, eine Erklärung, jeder Vorschlag zur Bildung eines russischen PEN-Zentrums würde «im Rahmen der Charter» von uns mit Interesse behandelt werden. Auch darauf hin wurde man keiner Antwort gewürdigt. Bei solcher verlorener Liebesmüh, das Trojanische Pferd selber hereinzukomplimentieren, dürfte es nun sein Bewenden haben! Denn *Charles Morgan*, der zum zweitenmal den PEN-Kongreß präsierte, hat in seiner Eröffnungsrede in Wien das Problem, das man immer wieder zu vernebeln gesucht hatte, ruhig, aber unerschrocken zur Diskussion gestellt, das fatale Kind unmißverständlich beim Namen genannt und selber eindeutig dazu Stellung bezogen. Das ist ein bedeutendes Verdienst.

Morgan legte dar: Einmal gebe es den Standpunkt kommunistenfreundlicher Mitglieder. Diese würden natürlich möglichst viele kommunistische Zentren aufnehmen wollen, damit der PEN auf solche Weise immer mehr vom Kommunismus beeinflusst und schließlich vielleicht von ihm beherrscht werde. Zweitens gebe es Autoren, «die selber nichts weniger als kommunistisch, sich gerade wegen ihrer liberalen und internationalen Ideale dagegen sträuben, Kollegen auf Grund abweichender politischer Ansichten vom PEN ausgeschlossen zu halten, denn es sei erwünscht und im Einklang mit unseren Prinzipien, auch mit kommunistischen Schriftstellern zusammenzukommen und mit ihnen zu debattieren, in der Hoffnung, diese könnten sich, in einem Geiste allgemeiner Versöhnlichkeit, unsere gemeinsame Grundlage der Gesinnungs- und Meinungsfreiheit ehrlich zu eigen machen. Vielleicht wird Ihnen vorkommen, das heiße den Optimismus bis zur Naivität treiben». Allerdings! Und es heiße den Geist der Toleranz ad absurdum treiben, wenn man jedem Center gestatten würde, die Charter auf beliebige eigne Fassung auszulegen, wie das jemand vorschlug. Dann könnte man sich wahrhaftig ersparen, sie an jedem Kongreß feierlich zu verlesen und stehend anzuhören. Toleranz sei eine Tugend, aber Zivilcourage eine andere, die ihr mindestens gleichkomme, so stellte Morgan fest, und für Toleranz gebe es Grenzen.

Wenn die Schaffung eines neuen PEN-Zentrums in einem totalitären Staate vorgeschlagen werde, möchte man sich über folgende Fragen klar werden: «Ist es möglich, in Hinblick auf die unleugbare Tatsache, daß in keinem totalitären Lande Organisationen und Gesellschaften ohne Zustimmung der Regierung offen bestehen können, daß ein unter solchem Regime gebildetes PEN-Zentrum wahrhaft unabhängig und frei ist? Wird die Mitgliedschaft an einem solchen Zentrum auch allen sich dem Regime gegenüber kritisch ver-

haltenden Personen offenstehen? Wird es einem Mitglied, das von der orthodoxen Parteilinie abweicht, möglich sein, dies in Wort und Schrift zu erklären? Werden solche Mitglieder in der Lage sein, ungehindert an unseren Kongressen außerhalb des eigenen Landes teilzunehmen? Besteht die begründete Hoffnung, daß Delegierte eines solchen Zentrums mit uns in wirklich freie Debatten eintreten und nicht vielmehr ihre Stellung unter uns zu Zwecken der Propaganda, Infiltrierung und schließlich Unterwerfung mißbrauchen werden? Und werden sie sich auf unsere Charter in demselben Geiste verpflichten wie wir, oder sich ihr nur vorübergehend unterwerfen, als Mittel zum Zweck? «Sie — meine Damen und Herren — werden dann alle bekannten Tatsachen zu berücksichtigen wünschen und sich die Frage vorlegen, ob es möglich ist, daß in einem Land, das der Geheimpolizei unterworfen ist, wo Rede und Schrift einer strengen Zensur unterliegen, wo Personen, denen Abweichungen vorgeworfen werden, sich an keinen von der Regierung unabhängigen Gerichtshof wenden können — ob es möglich ist, daß da die Worte unserer Charter dieselbe wirksame Bedeutung besitzen, wie sie sie unter freien Menschen haben?»

Die Reaktion auf diese offene, mutige, aber fair und mit Takt unternommene Kopfkklärung des Präsidenten war, wie nicht anders zu erwarten, uneinheitlich und von Seite einiger Centers aus den östlichen Satellitenstaaten recht sauer. Wenn er aber an der Schlußsitzung noch einmal unterstrich, er habe auf seine eigene Verantwortung geredet und es einfach für seine Pflicht gehalten, das heikle Problem zur Diskussion zu stellen, so ist das keineswegs als ein Rückzug aufzufassen, und Hans Weigel, der es sich offenbar zur Aufgabe gemacht hat, das Bild des PEN-Clubs in Schwarz zu malen, entstellt den Sachverhalt ganz und gar, wenn er meint, die östlichen Delegierten werden nun im berechtigten Stolz ob ihres Sieges heimkehren. Ein Endentscheid ist zwar nicht gefallen, aber es ist als Erfolg zu werten, daß man fortan, und wohl schon beim nächsten Kongreß in London, vor einen klaren Entscheid gestellt ist.

Ein Symptom erstarkter Wachsamkeit ist auch, daß ein von ostdeutscher Seite suggerierter öffentlicher *Protest gegen die Atombombe* auf Mißtrauen und Widerstand stieß. Es versteht sich, daß der Text sich so edel und unverfänglich anhörte wie die sattsam bekannten Friedensresolutionen ähnlicher Art und Provenienz; seine Binsenwahrheiten hätte jedermann unterschreiben können, hätte man nicht gewußt, welche Hand das Friedenspalmengewedel in Bewegung setzte und daß die Veröffentlichung den österreichischen Gastgebern nur Ungelegenheiten verursachen und neuen Verdacht gegen den PEN-Club säen würde. So wurde trotz Umredigierung und nach einer endlosen und gereizten Diskussion in der Delegiertenversamm-

lung schließlich darauf verzichtet, die Resolution der Vollversammlung zur Abstimmung vorzulegen. Über die Wirkungslosigkeit solch allgemeiner Verlautbarungen kann man ja auch nicht im Zweifel sein.

Mit Recht ließ der österreichische Präsident *Csokor* seine Schlußrede in den Gedanken auslaufen: Unser Werk sei unsere Resolution, und dafür hätten gerade die Zeitstücke Morgans ein Beispiel gegeben. Diese Methode, die des Dichters, und nur des Dichters sei, wirke mehr im Sinne der Verständigung und des Friedens, zu dem uns Punkt drei unserer Charter verpflichte.

Gleichfalls in der Versenkung verschwinden ließen die Delegierten einen im falschen Augenblick vorgebrachten Antrag auf Zulassung des *Deutschen* als dritter *Kongreß-Sprache*. In Wien war es sowieso legitim, wie an jedem Kongreß diejenige Sprache, in deren Bereich er stattfindet. Die Abneigung gegen eine dritte offizielle Kongreß-Sprache, neben dem Englischen und Französischen, galt übrigens nicht dem Deutschen speziell, sondern der Befürchtung, daß seine Zulassung einen heiklen Präzedenzfall schüfe, und auch noch etwa Italien oder ein spanisch sprechendes Center gleichen Anspruch erhöhe. Denn die Sitzungen zeigten wieder nur allzu deutlich, welche Crux die Vielsprachigkeit bedeutet, wie schleppend und lähmend es wirkt, denselben Text dreimal hören zu müssen — und doch vielleicht alle dreimal nur halb verstehen zu können. Die Apparatur, die eine Abkürzung und Vereinfachung durch Simultanübersetzung hätte ermöglichen sollen, erwies sich zudem als technischer Versager.

Ein Irrtum wäre es, zu glauben, daß Schriftsteller besser als Gelehrte, Politiker oder Geschäftsleute in fremden Sprachen beschlagen wären. Eher gilt das Gegenteil. Wohl darum, weil sie auf ihre eigene Sprache dermaßen eingeschworen sind, daß es ihnen an Lust und Energie fehlt, sich noch mit fremden einzulassen. Ist der Schriftsteller doch bekanntlich jemand, «dem das Schreiben schwerer fällt als andern Leuten», weil er einen strengeren kritischen Anspruch an sich stellt. Die Vielsprachigkeit ist wohl zwar bei Kongressen aller Art ein schwer überwindbares Hindernis, aber es bleibt eine Ironie, daß die Vertreter der Idee einer «Weltliteratur» bei ihren Begegnungen soviel Mühe haben, nicht nur sich miteinander zu verständigen, sondern schon einander zu verstehen.

Für das literarische Thema, das, wie jedes Jahr eines, diesmal zur Diskussion stand, war Wien als Theaterstadt par excellence der rechte Boden. Die Großtaten und den Geist des nun 178 Jahre alten Burgtheaters entrollte dessen einer Direktor, der Schriftsteller *Friedrich Schreyvogel* — wobei seinem Namensvetter Josef Schreyvogel ein rühmlicher Hauptanteil zufiel — mit beredter Verve. Im übrigen han-

delte es sich um die heikle und brennende Frage *Der Dramatiker und die heutige Zeit*. Ein vielschichtiges und facettenreiches Thema; ist doch die Bühnenkunst als solche schon ein komplexes Gebilde, in dem die verschiedenen Künste sich treffen und überschneiden, ergänzen oder konkurrenzieren, und erst recht ist die Gegenwart von einer fast noch chaotisch anmutenden Unübersehbarkeit. Kein Wunder, daß die ausführlichen Vorträge und kurzen, oft beinahe improvisierten Voten nicht zur Einheit zusammenschossen, sondern nach allen Seiten ausgriffen und, soviel interessante Perspektiven aufgewiesen wurden, eher verwirren mußten als klären konnten. Monologe, nicht Diskussion! Eine solche an künftigen Kongressen zustande zu bringen, nahm man sich nicht zum erstenmal vor; aber auch bei sorgfältiger Vorbereitung wird es schwer halten, so viel eigenwillige und verschieden gewachsene Köpfe, wie sie sich im PEN-Club zusammenfinden, unter einen Hut zu bringen.

Die meisten Äußerungen seien übergangen, nur angedeutet die der Griechin *Ouranis*, die ein Bild von der Renaissance des antiken Theaters ihrer Heimat, etwa auf den Freilichtbühnen von Epidaurus und Athen, gab, wo die älteste europäische Theaterform nicht archäologisch, sondern zeitgemäß erneuert werden soll.

Als die jüngste und traditionsfreieste Dramatik, die jedoch schon Europa erobert hat, wird die der Vereinigten Staaten zu gelten haben. Was einer ihrer Hauptvertreter, Elmer Rice, scharf und geistvoll vorbrachte, bezog sich allerdings weniger auf die dortigen Bühnenwerke als auf die durch das amerikanische Leben für sie gegebenen Voraussetzungen, und wirkte beunruhigend genug. Dem Dramatiker schrieb er nicht die Rolle eines Denkers, eines Entdeckers zu, sondern bestenfalls die eines Katalysators, der das, was bereits von seinem Publikum fest geglaubt oder unbewußt gefühlt werde, verschmelze und belebe; sein Werk zeige nur bereits Erkennbares, es sei der Spiegel seiner Zeit. Beunruhigend ist darum auch dieses Spiegelbild.

Einschneidend sei die Wirkung der durch die Naturwissenschaft veränderten Beziehung des Menschen zum Universum. Im gleichen Maß, in dem sich sein Horizont weitete, verlor er selbst an Bedeutung. Der Begriff der sozialen Gerechtigkeit, für den noch Ibsens Bühnengestalten kämpften, sei verblaßt, und vollends habe der tragische Held nahezu aufgehört zu existieren; die das Edle verkörpernde Gestalt, von höheren Vorstellungen geleitet, angetrieben von starken Leidenschaften, sei verschwunden. Die «Helden» des heutigen Dramas seien verwirrte Geschöpfe, «die in einem Wirrsal der Selbsttäuschung, des Mitleides mit sich selbst und der Machtlosigkeit der Umwelt gegenüber umhertappen, sich mit sehnsüchtigen Vorstellungen betäuben, und die ihnen am nächsten Stehenden durch ein Übermaß oder einen Mangel an Liebe vernichten».

Elmer Rice hält es nicht für eine Übertreibung zu behaupten, daß die Theorie Sigmund Freuds, die ja gerade von Wien ihren Ausgangspunkt nahm und mit unheimlicher Gewalt nach Amerika übergriff, die Vorstellung des Menschen von sich selbst genau so radikal geändert habe wie jene von Darwin und Marx. «Wir lernten von ihm, daß unser bewußtes Leben bloß die oberflächliche Manifestation eines Impulskomplexes darstellt, der in den dunklen und gefährlichen Tiefen des Unterbewußtseins verborgen liegt. Es scheint, daß wir alle von Furcht und Angst gejagt, von Schuldgefühlen und Minderwertigkeitskomplexen gequält und unbarmherzig von krankhaften Zwangsvorstellungen getrieben werden.» In den USA seien die Hälfte der Spitalbetten durch Geisteskranke belegt, und genau wie man «Mein Zahnarzt» oder «Mein Schneider» sagte, sage man heutzutage «Mein Psychiater». Bei der Atomspaltung und bei der Spaltung des Ego hätten wir Kräfte ausgelöst, die uns zerstören können, wenn wir nicht eine Synthese finden, welche die Atomenergie für friedliche Zwecke verwendet, sowie eine psychische Energie, die dem Menschen den Glauben an seine eigene Würde und schöpferischen Qualitäten wiedergibt.

Ähnlich pessimistisch äußerte sich der österreichische, aus dem amerikanischen Exil nach Europa zurückgekehrte *Ferdinand Bruckner*, der ja mit Stücken wie «Krankheit der Jugend» und «Die Verbrecher» schon früh unerbittlich in die Problematik der Gegenwart hereingegriffen hat. Wann habe je ein Baum, der noch kaum Wurzel fassen konnte, schon gleich volle und reife Früchte getragen? Die Krise unseres Theaters sei die zwangsläufige Folge der Krise unserer ganzen Epoche. Wie schon frühere Zeiten, sei die unsere eine von Weltangst erfüllte, aber damals habe der Glaube, der wie nichts anderes die Phantasie beflügelte, die Bangnis in Kunst zu bannen und zu verewigen vermocht. Die heutige Gotteskrise aber bewirke, daß wir mit unserer geschwächten Vorstellungskraft nur ein Ende sehen können, durch das wir früher oder später ohnehin zu Staub würden.

Professor *Hans Mayer*, ein Deutscher von jenseits des Eisernen Vorhangs, siebte die deutsche Theaterproduktion unseres Jahrhunderts und fand nicht viel von ihr übrig geblieben, nämlich nur Hauptmann, Wedekind, Sternheim, Hofmannsthal, Georg Kaiser und Bert Brecht, und auch von ihnen nur Einzelwerke. *F. Th. Csokor* skizzierte die Fortentwicklung der österreichischen Dramatik im selben Zeitraum, mit dem Ergebnis, sie münde in eine Krise, an der Autoren und Theater heute kranken. Letztere behelfen sich resigniert mit Regieexperimenten nach alten Stücken oder importieren fremde Ware. Und der Autor? «Nun, der Autor, der von der Bühne im Namen seiner Zeit sprechen soll, braucht für sein Werk einen Glauben, und wäre es selbst wie der bei der Ausnahme Sartre und seiner

Schule, ein Glaube an das Nichts. Was für ein Credo will man jedoch von unserer Generation fordern, der innerhalb von einem Vierteljahrhundert viermal die Schulbücher geändert wurden und die man von einem Tag zum andern zwang, das zu besudeln, was man sie eben noch zu verehren angehalten hatte? Und hinter dem Wertzerfall, den diese Jugend in ihrem engsten Kreis erlebte, steht nun die nackte Existenzangst, gestachelt durch innere und äußere Not, und die Verführung seitens eines Managertums, jene Not der Künstler durch eine von dem eigenen Skeptizismus begünstigte Prostitution ihrer Talente von sich abzuwenden.» Allerdings rege sich in der jüngsten Zeit da und dort wieder etwas wie ein Beginn, beispielsweise in Wien in den sogenannten Kellertheatern, wo spontan, unbefangen und unmittelbar aus dem Leben heraus junge Leute fast improvisierend zu gestalten beginnen.

Was aus solchen und andern Ansätzen nun auch werde — so ist wenigstens zu hoffen, daß der Rück- und Umblick dieser ganzen Theaterdiskussion zu schwarzseherisch ausgefallen sei. War es nicht immer so? Es ist fast ein Trost zu wissen, daß über das Theater von Fachleuten, Kritikern und Zuschauern eh und je gejammert und Niedergang prophezeit worden ist, und trotzdem die schöpferischen Kräfte, oft erst im stillen wirkend, dafür gesorgt haben, daß es doch irgendwie weiterging. Der Roman stirbt. Das Drama stirbt! Gegen solche Unkenrufe wird man, wenn sie einem seit einem Halbjahrhundert immer wieder ans Ohr schlagen, nachgerade abgebrüht. Und daß, wenn nicht das Kunstdrama, doch das Theater als solches am Leben bleibe, dafür ist schon durch das unausrottbare Schau- und Hörbedürfnis des Menschen gesorgt.

Wie gerade in Wien die Bühnenkunst noch gedeiht und sich auch in den Dienst wertvoller Stücke stellt, davon konnten wir uns als Theatergäste an freigebig zur Auswahl dargebotenen Exempeln überzeugen. Über die «Zauberflöte» bekam man einstimmig nur höchstes Lob zu hören. Andere Leute vom PEN gaben ihrem Internationalen Präsidenten Charles Morgan die Ehre, in dessen sinnvollem und wirkungsvollem Kriegs- und Nachkriegsdrama «Die unsichtbare Kette» (The River Line) jeder Part vollgültig besetzt war. Man hatte sogar das Vergnügen, in der Rolle einer am Stock humpelnden, alten Dame auf der Bühne sich von der Lebens- und Gestaltungskraft der 82-jährigen Burgtheater-Heroine Bleibtreu, die wahrhaftig ihren Namen verdient, zu überzeugen.

Dasselbe Akademietheater blieb dagegen allerdings dem jüngsten Stück des einheimischen Dramatikers Franz Theodor Csokor, «Cäsars Witwe» einiges schuldig. Gerade die Darstellerin der Titelrolle wirkte weniger römisch als wienerisch, weniger haltungsvoll

antik, denn als Frau unserer Zeit. Allerdings ist sie als Vertreterin eines vorausdeutenden, beseelten und verinnerlichten Frauentypus aufgefaßt. Ihr Gegenspieler, Kaiser Augustus, erscheint als der Nutznießer von Cäsars Größe, mehr Rollenträger als wirkliche Persönlichkeit wie dieser, ein geschmeidiger Histrio und Regisseur, der sich selbst in Szene setzt und sich des Volkes, das zur bloßen Masse geworden ist, wie eines Publikums bedient, mit dessen Instinkten und Schwächen er ein berechnendes Spiel treibt. Ein kalter Verstandes- und Machtmensch. Allerdings, so macht er in einer der großen Begegnungsszenen mit Calpurnia, die das überragende Bild ihres Gatten Cäsar im Herzen treu hochhält, wirkungsvoll geltend: mit seiner rücksichtslosen Vernichtung von zweitausend Politikern habe er nur den Kaufpreis für zwanzig Friedensjahre des riesigen Imperiums erlegt. Auf die Masse komme es an. Auf den einzelnen — ist Calpurnias tieferes Wissen, obwohl sie nicht weiß, daß bereits — es ist das Jahr neun nach Christi Geburt — der zur Welt gekommen ist, der den Wert der Einzelseele verkündet und zuhächst selber verkörpert hat.

Wie lebendig der Ruf von Wien als einer Theaterstadt noch geblieben ist, davon zeugt, daß man sich bereits um Plätze für die Herbstvorstellungen der Staatsoper reißt, die dann wieder eröffnet werden soll, wie übrigens auch das renovierte Burgtheater. Wien hofft wohl mit Recht auf eine neue Blüte als Fremdenstadt, nicht zuletzt durch Besuch von Amerikanern, nachdem nun die Besetzungstruppen abgezogen sein werden. Über einem Portal der Hofburg prangte noch ein riesiger Sowjetstern, aber schon jetzt fallen fremde Uniformen nicht mehr auf, und nur in der Wachau begegneten wir noch einem Trüppchen russischer Soldaten, die sich in funkelnagelneuen Uniformen auch schon zum Abschied bereit machen, der ihnen vielleicht übrigens nicht so leicht fällt wie den Österreichern der Abschied von ihnen.

Eine Stunde östlich von Wien wird der Eiserne Vorhang immerhin weiter dafür sorgen, daß es vorderhand als Kulturstadt des Zuzuges aus dem einst so gewaltigen östlichen Hinterland entraten muß. Ein europäischer Vorposten ist Wien, kein Zentrum mehr, geographisch nicht einmal der Mittelpunkt des eigenen Kleinstaates, und seine zwei Millionen Einwohner stehen zu dessen sechs Millionen eigentlich in einem besorgniserregenden Mißverhältnis.

Ich hatte Wien noch als Kapitale der Doppelmonarchie kennen gelernt, wenigstens bei meiner Ankunft im Herbst 1918. Als ich es, von der berüchtigten Grippeepidemie notdürftig hergestellt, nach anderthalb Monaten verließ, war das alte, ehrwürdige Gebäude des Habsburgerreichs allerdings schon zusammengebrochen. Und als ich

1937 mit einigen schweizerischen Dramatikern unter der Regierung Schuschnigg zu einer Reise durch das Land eingeladen war, lag bereits die äußere Bedrohung durch den Nationalsozialismus und die innere Schwächung des kleinen Staatsgebildes wie ein Schatten auf den Empfängen in Wien und auf dem wohl letzten Fest, das Max Reinhardt internationalen Gästen, darunter uns, auf Schloß Leopoldsdron gab.

Welche Katastrophen, Umwälzungen und Schreckenszeiten seither! Mögen die Zukunftswünsche, die unsern Gastgebern am PEN-Kongreß spontan und mit herzlicher Aufrichtigkeit von allen Seiten gespendet wurden, sich an dem soeben wieder zur Freiheit und Selbstbestimmung gelangten Österreich erfüllen, das nun, wie unsere Schweiz, sich als neutraler Kleinstaat zu bewähren hat.

Wien freilich wirkt, so verschlissen und abgenutzt manche Straßen anmuten, noch immer als Kaiserresidenz. Der Kontrast machte uns deutlich, was unsern noch so schönen Schweizerstädten ein für allemal fehlt, nämlich daß wir nie einen Hof hatten. Als wir die großräumigen Paläste Wiens lobten, bekamen wir zwar die Befürchtung zu hören, daß sie sich für das kleine und keineswegs reiche Staatswesen als eine schwere Hypothek erweisen könnten. Aber was die Jahrhunderte der Macht an Schönheit, Prunk, Monumentalität und Kunstschatzen hinterließen, ist doch ein Kapital, das auch wieder reichlich Zinsen zu tragen vermag.

Da ist das Palais Pallavicini, in dessen vornehmen Räumen das Stammquartier des Kongresses untergebracht war; in der Hofburg gegenüber der Redoutensaal, wo man sich zu den literarischen Sitzungen zusammenfand. In der mächtigen Rathaushalle, deren unzählige Statuen zwar ein wenig wie Könige und Helden aus dem Burgtheater anmuten, die aber trotz dem Historizismus der Gründerzeit festlich und imposant wirkt, wurde nicht umsonst zu dem immer noch unverwüstlichen Wiener Walzer aufgespielt. Vollends ist das Schloß Schönbrunn, mit seinem Spiegelsaal, der hinter dem von Versailles kaum zurücksteht, und der Flucht von Nebenräumen eine ideale Stätte für glänzende Feste. Wie ein Schmuckkasten wirkt im selben Schloß das Barocktheater. Mit der alt-jungen Musik Mozarts und Schuberts und sogar der noch älteren Kaiser Leopolds I., aber auch mit Kompositionen eines dreißigjährigen Zeitgenossen Heiller erfreute hier die «Akademie für Musik und darstellende Kunst» und der von Ferdinand Großmann 1945 gegründete Kammerchor.

Zahlreich und großzügig wie an kaum einem andern Jahrestreffen des PEN waren diese und weitere Empfänge und Einladungen. Durch die Vermittlung von Alexander von Lernet-Holenia öffneten sich auch aristokratische Privathäuser. Man wurde mit Ansprachen, etwa des Unterrichtsministers Drimmel, begrüßt und durfte

dem Wiener Bürgermeister Jonas und dem gerade damals politisch voll beanspruchten Bundeskanzler Raab die Hand drücken. Sie brauchten, trotz jener krittelnden Pressestimmen, ihre Gastfreundschaft nicht zu bereuen, die Dankbarkeit bewies ihnen wie dem Vorstand des Österreichischen Centers und den einsatzfreudigen Veranstaltern, voran dem Präsidenten *F. Th. Csokor*, Prof. *Carry Hauser* und *Erika Hanel*, daß Wien sich viele neue Freunde gemacht hat.

Fahrten durch das alte und das neu entstehende Wien und ein Tagesausflug in die Wachau rundeten die Eindrücke ab. Und als unverwüstlich erwies sich die volkstümlich hergebrachte Heiterkeit Wiens. Draußen in Nußdorf, in einem gemütlichen Schlößchen im Maria-Theresia-Stil brachte ländliche Musik und der reichlich fließende goldgelbe «Heurige» die Stimmung in Schwung, so daß auch die problembeladensten Kritiker und die high brow-Poeten im Nu mit der harmlosen Lebenslust angesteckt wurden.

Von der säuerlichen Seite des PEN-Clubs ist mein Bericht unversehens immer mehr zur schmackhaften hinübergeglitten. Dahin gehören erst recht die persönlichen Begegnungen. Allerdings würde man enttäuscht, hoffte man an einem Kongreß bestimmte Zelebritäten treffen zu können. Die eigenartigsten Köpfe unter Autoren sind oft auch die eigensinnigsten; viele von ihnen halten sich nur schon um der Sammlung aufs Schaffen willen abseits. Adalbert Stifter oder Grillparzer — an dessen Denkmal wir einen Kranz niederlegten — wären wohl auch nicht zum Vorschein gekommen. Aber das Positive ist, daß man unverhofft Bekanntschaften mit Leuten aus aller Welt anknüpft, anregend flüchtige oder bleibende und fruchtbare, und daß die Kongresse zu Treffpunkten alter Freunde werden. So auch diesmal, so vor allem mit den Vertretern des österreichischen Schrifttums, die, mir größtenteils schon bekannt oder befreundet, in erfreulicher Vielzahl präsent waren. Aber diese individuellen Erlebnisse, die man vielleicht als wertvollste Erinnerung mitnimmt, würden den Rahmen eines öffentlichen Berichtes überschreiten.